

Suhrkamp

Materialien
zu
Hermann
Hesse
›Das
Glasperlen-
spiel‹

Zweiter Band

suhrkamp taschenbuch 108

Hermann Hesse, am 2. Juli 1877 in Calw/Württemberg als Sohn eines baltendeutschen Missionars geboren, starb am 9. August 1962 in Montagnola bei Lugano. Sein Werk, ausgezeichnet mit dem Nobelpreis 1946, erscheint im Suhrkamp Verlag.

Hermann Hesse, dessen Bücher in den USA mit einer Gesamtauflage von über 11, in Japan von über 12 Millionen Exemplaren verbreitet sind, ist dort der meistgelesene europäische Autor. Mit Übersetzungen in 40 verschiedene Sprachen und 12 indische Dialekte finden seine Schriften nun bereits in der dritten Generation junger Leser eine beispiellose Resonanz. In Briefen an Otto Basler schrieb Thomas Mann über das Glasperlenspiel und seinen 1947 vollendeten »Doktor Faustus«: »Wie verwandt stehen diese beiden Hauptleistungen des heutigen Romans in der Zeit – und wie so gar nicht berühren sie sich auch wieder und sind einander im Wege! . . . Es sind ja Bruderwerke, bei aller Verschiedenheit und die Deutschen sollten wieder einmal froh sein, daß sie zwei solche Kerle haben. Sie wissen aber nie, was sie haben.«

Die Erstausgabe von Hesses in den Jahren 1932-1942 entstandenem »Glasperlenspiel« erschien – nachdem Peter Suhrkamp die Druckerlaubnis vom NS-Propagandaministerium verweigert wurde – im November 1943 in der Schweiz mit einer Startauflage von 3000 Exemplaren. Erst drei Jahre später, im Dezember 1946, war die deutsche Ausgabe greifbar. Seither hat das Buch allein im deutschen Sprachgebiet eine Gesamtauflage von etwa 650 Tsd. Exemplaren erreicht. Diese Wirkungsgeschichte spiegelt sich auch in der internationalen Sekundärliteratur. Eine Bibliographie am Ende dieses Bandes verweist auf mehr als 400 Arbeiten, die seither über das Glasperlenspiel publiziert wurden. Nur 30 davon konnten in unsere Ausgabe aufgenommen werden. Sie sollen einen ersten Überblick ermöglichen, zum differenzierteren Verständnis des Buches beitragen und durch ihre chronologische Anordnung zugleich ein Stück Rezeptions- und Interpretationsgeschichte seit dem Jahre 1943 überschaubar machen.

Materialien zu
Hermann Hesse
›Das Glasperlenspiel‹

*Zweiter Band
Texte über das Glasperlenspiel*

*Herausgegeben von
Volker Michels*

Suhrkamp

6. Auflage 2021

Erste Auflage 1977

suhrkamp taschenbuch 108

Copyright dieser Zusammenstellung

sowie sämtlicher Texte von Hermann Hesse

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1974

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages

reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: IBV Lichtsatz KG, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-36608-0

Inhalt

- Robert Faesi
Hermann Hesses »Glasperlenspiel« 7
- R. J. Humm
Hermann Hesses »Glasperlenspiel« 25
- Max Rychner
»Das Glasperlenspiel« 30
- Joachim Maass
Anmerkung zum Buch eines Magister Ludi 36
- Anni Carlsson
Hermann Hesses »Glasperlenspiel« in seinen
Wesensgesetzen 39
- Theodor Heuss
»Das Glasperlenspiel« 59
- Hermann Lenz
Hermann Hesse, »Das Glasperlenspiel« 62
- E. R. Curtius
Der homo ludens 68
- Hellmut v. Cube
Hermann Hesses Glasperlenspiel 73
- Barbara Klie
»Glasperlenspiel« 77
- Manfred Hausmann
Hermann Hesses »Glasperlenspiel«. Die Krönung eines
Lebenswerkes 82
- Heinrich Schirmbeck
Der homo ludens und das Glasperlenspiel 85
- Karl Korn
Verspielte Perlen 91
- Paul Böckmann
Ist das »Glasperlenspiel« ein gefährliches Buch? 100
- Siegfried Unseld
Hermann Hesse: »Das Glasperlenspiel« 112
- Georg Ehrhart
Der Tod des Glasperlenspielers 121
- Karl Schmid
Über Hermann Hesses »Glasperlenspiel« 124

Karl Fehr	
Gedanken zum Glasperlenspiel	137
Hans Mayer	
Hesses »Glasperlenspiel« oder Die Wiederbegegnung	143
Joseph Mileck	
Die Namen in Hesses Glasperlenspiel	169
G. W. Field	
Zur Genesis des Glasperlenspiels	175
Adrian Hsia	
Das esoterische Glasperlenspiel	193
Theodore Ziolkowski	
Zur Aktualität des Glasperlenspiels	204
Joachim Kaiser	
Science-fiction der Innerlichkeit	215
Reso Karalaszvili	
Josef Knechts Tod	220
Heinz Ludwig Arnold	
Kadettenanstalt für eine Ordinarien-Universität?	235
Wladimir Sedelnik	
Spiel und Leben	239
Gunter Böhmer	
Nachträgliche und vorläufige Aufzeichnungen	245
Christian I. Schneider	
Josef Knechts Abschied und Neubeginn	270
Martin Pfeifer	
Der emanzipierte Kastalier	293
Miszellen	307
Mit Beiträgen von: Wilhelm Hausenstein, Albrecht Goes, Max Frisch, Peter Suhrkamp, Joachim Maass, R. A. Schröder, Theodor Heuss, Martin Buber, Rudolf Hagelstange, Karl August Horst, Erika Mann, Felix Braun, Zenta Maurina, Richard Benz, Ayao Ide.	
Nachlese zum ersten Band	323
Bibliographie	339
Buchausgaben, Teildrucke, Vorabdrucke und Separatdrucke, Über- setzungen, Vertonungen, Sekundärliteratur.	
Nachweise	375

Robert Faesi
Hermann Hesses »Glasperlenspiel«

Jedes neue Buch Hesses bedeutet eine Überraschung, zeigt ihn in gewechselter Richtung ausschreitend und erobert ihm zu seinem Reich eine neue Provinz hinzu. An innerer Spannweite, an seelischem Reichtum kommen ihm wenige gleich. Aber doch bietet sein Gesamtwerk das Bild eines Kontinuums, und der Platz, den das Glasperlenspiel darin einnimmt, ließe sich mit der Feststellung andeuten, daß es als Grenzprovinz den Raum über »Siddhartha« und die »Morgenlandfahrt« ausgeweitet hat, und am entferntesten von der zerklüfteten wilden Landschaft des »Steppenwolf« und dem aufgerissenen heißglühenden Vulkangebirge von »Klingsors letztem Sommer« liegt.

Es breitet sich in einfacher, gleichmäßiger Ruhe als ein sanftes, weltabgelegenes Gefilde aus, eine Provinz des Friedens, fast morgenländisch patriarchalisch anmutend. Dies Gleichnis hätte auch dann Geltung, wenn der Osten nicht tatsächlich als geistiger Raum den neuen Roman bestimmen hülfe. Indisches Yoga, chinesische Weisheit nimmt darin einen Ehrenplatz ein, und ein ganzes Kapitel ist der Leser bei einem alten Sonderling und Einsiedler zu Gast, der in seiner bambusumstandenen Hütte, an seinem Goldfischteich ganz und gar zum Chinesen geworden ist. Ehrwürdige Überlieferung aus der Menschheitsfrühe wird wachgerufen; aber sie stellt nur das Fundament der geistigen Gesamttradition dar, dem sich als obere Schichten Antike und Christentum mit ihren mehrfachen humanistischen Umformungen bis ins 18. Jahrhundert anfügen. Nicht als ob ein historischer Roman vorläge, eine Rückverlegung etwa ins Mittelalter wie in »Narziß und Goldmund«; auch führt uns der Verfasser nicht in die Gegenwart wie in »Demian« und »Steppenwolf«, sondern ausgerechnet in die unbetretene Sphäre der Zukunft, mit einem Sprung über mehrere Jahrhunderte weg. Geographisch aber bleiben wir auf eigenem Boden, auf Schweizergebiet oder in Hesses engerer süddeutscher Heimat, jedenfalls immer in gut mitteleuropäischem Raum.

Ja von dem Zukunftsgemälde läßt sich behaupten, daß es durch die Züge der großen europäischen Tradition viel deutlicher und wesenhafter bestimmt wird als unsre eigne Gegenwart. Diese erscheint, aus der futuristischen Perspektive gesehen, als das Zeit-

alter der großen Kriege und Umwälzungen, gekennzeichnet auch durch die schrankenlose Entfesselung der Einzelkräfte, seien es solche des Individualismus oder der Technik und Wirtschaft.

Doch in den paar Jahrhunderten nach 1943 hat eine Richtungsänderung und Umwertung stattgefunden. Die Vorzeichen und Gestirne haben gewechselt: der aggressive Mars und der flutende Neptun – um in astrologischen Symbolen zu sprechen – haben sich ausgetobt und abgewirtschaftet; die neue Ära steht weit eher unter der Herrschaft des retardierenden Saturn und des ordnenden Jupiter. Das drohende Chaos ist noch einmal beschworen worden, und der neue Weltstand wird stärker von Ordnung als von Gleichheit und Freiheit bestimmt.

Allerdings wird aus ihm nur ein kleiner Ausschnitt vorgeführt, jener, wo sich diese Mächte der Ordnung, sogar der Über- und Unterordnung, also der Hierarchie, in einer Sphäre geistiger Sammlung am reinsten entfalten können. Was draußen in der »Welt« vorgeht, davon erfährt der Leser ungefähr so viel oder so wenig, als ein Klosterbruder oder ein stiller Bibliothekar. Die Kinder der Welt, so wird uns versichert, treiben es, wie sie es eh und je getrieben; das gewaltige und gewaltsame Spiel der Politik und Wirtschaft, des Interesses, des Ehrgeizes und der Macht geht nach den alten harten Regeln weiter. Autos durchsauen und Rundfunkwellen durchschwingen die Weite, und die Erfinder und Entdecker sind noch am Werk.

Aber doch ist es weder das Zeitalter der Mechanisierung noch des Kommunismus; weder Wells' noch Shaws, noch Ernst Jüngers kühne konstruktive Phantasien haben sich durchgesetzt. Es scheint keine Welt zu sein, in der wir Heutigen hinterwäldlerisch fremd oder verloren wären; nicht einmal die Künstler, die Gelehrten oder Frommen. Im Gegenteil, die Söhne des Geistes sind wohl aufgehoben, wenn sie sich auch des weltlichen Wohllebens um der innern Freiheit und äußern Geborgenheit willen enthalten müssen. Zukunftsgemälde von Dichtern sind meistens Utopien oder Untergangsvisionen. Die Menschen sind entweder zu Engeln oder Dämonen geworden, das Paradies ist wiedergefunden und das tausendjährige Reich angebrochen, oder aber die janusköpfige Eschatologie kehrt das andere Gesicht hervor: das des jüngsten Gerichts, des dies irae, des Höllensturzes. Aber Erlösung oder Verdammung, es ist ein Ende, ein Äußerstes.

Das »Glasperlenspiel« hingegen führt uns ein Zeitalter vor, das

gleich den andern ist, und doch auch wieder anders als die andern. Nicht schlechter, eher um ein paar Grade besser als das unsrige, über welches der Chronist und seine Zeitgenossen als über eins der Entartung bedenklich die Köpfe schütteln. Die heute aus den Fugen geratene Welt ist leidlich wieder eingerenkt worden, und zwar, wie gesagt, im Sinn einer Wiederherstellung, beinahe einer »Restauration«, und vor allem einer Wiederbesinnung auf die altbewährten, erhaltenden göltigen Werte. Die Problematik der Technik scheint überwunden, die Hybris der Seelen durch Normen gebändigt, Übermaß, aber auch Überschwang sind größerer Sachlichkeit gewichen. Kein Reich der Söhne, dies Zukunftsreich, und am wenigsten der väterfeindlichen, emanzipierten, verlorenen Söhne.

Manche Züge scheint Oswald Spenglers Zukunftsvision geliefert zu haben; der Titel »Untergang des Abendlandes« ist ja irreführend, was er glaubte heraufkommen zu sehen, war vielmehr der vielleicht lange, ergiebige und abgekühlte Lebensabend einer Kultur nach der Krise des Klimakteriums. Auch in der Ära des »Glasperlenspiels« ist die schöpferische Jugendzeit vorüber, aber was sie einstmals erzeugte, das befestigen und werten die Enkel aus, sie stehen im Genuß einer bewußten, haushälterisch gepflegten Fruktifizierung. Das Gesetz, nach dem die europäische Kultur angetreten, ist die Bahn, in der nüchtern und sachlich, ohne übertriebene Hoffnungen und Illusionen, ohne eitle Selbstüberschätzung und gewaltsamen Ehrgeiz fortgeschritten wird. Also weder Zukunftsmusik, noch Musik des Untergangs. Musik des Untergangs: dieser chinesische Ausdruck fällt im »Glasperlenspiel« und fiel schon in »Klingsors letzter Sommer«, ja er bezeichnet recht eigentlich das Wesen dieser früheren, alle Zauber und Reize der Auflösung entfesselnden Erzählung.

Im Mittelpunkt des neuen Romans steht ausgerechnet diejenige Provinz des Zukunftsreiches, wo das geistige Erbe verwaltet wird. Und das geschieht mit einer vorbildlichen Pietät, Pflichttreue, Gewissenhaftigkeit und Ökonomie, die sich seines unerreichbaren Wertes verantwortungsvoll bewußt ist. Die Sparer und Wahrer des Geistes sind am Werk, nicht mehr wie heut die Verschwender und Zehrer, und sie werden durch Haushalten sogar zu Mehrern und lassen den Hort seine Zinsen tragen. Allerdings regiert der Geist die Lebensgesamtheit nicht in erheblich höherem Grade als ehemals. Aber er hat sich wiedergefunden, und

zwar gerade durch Lösung aus der heutigen Verstrickung ins Weltleben, darin er sich bis zum Selbstverrat und Selbstverlust erniedrigte, statt es, wie er meinte, seinerseits lenken zu können. Die politischen Machthaber hatten ihn rücksichtslos ihren eigenen Zwecken dienstbar gemacht, und nicht die Fakultäten, sondern die Generäle hatten bestimmt, wieviel zwei mal zwei sei. Diese Zeit, in der das Salz dumm und der Geist faul und feil geworden war, unsre Zeit des 19. und 20. Jahrhunderts, benennt der Chronist das Zeitalter des Feuilletons, und ohne es überheblich zu verurteilen, erscheint es ihm doch beinahe unverständlich mit seiner seichten Popularisierung aller Bildungs- und Wissenswerte, der Liebedienerei seiner Künstler und Gelehrten gegen oben und unten, nämlich gegenüber den Machthabern und ihren Zwecken, und gegenüber den Scheinbedürfnissen der Lesermassen und Massenleser.

Schmerzliche Erkenntnisse, tiefer Überdruß mögen Hermann Hesse diese eindringlichen Seiten diktiert haben, die wie eine Ausmalung von Georges lakonischem Wort: »Siech ist der Geist« anmuten. Doch die Erkenntnis der Ohnmacht des heutigen Geistes ist ja schon eine allgemeine geworden, und die Versuche haben sich gemehrt, seinem Sichverlaufen ins Breite und Flache, in Sand und Seichtigkeit Einhalt zu tun, und ihn zurück zu rufen aus unfruchtbaren Steppen, die er nicht fruchtbar zu machen verstand. Ein wahres Beispiel dafür hat gerade Stefan George mit seinem »Kreis« gegeben, und einen andern Kristallisationsversuch, den engen und noch zum Untergang bestimmten Ansatz zu einer Elitengemeinschaft, hatte Hermann Hesse selber in seinem »Demian« dargestellt.

Die beunruhigende Überzeugung Nietzsches, daß Verbreiterung und Verflachung der Bildung einander gegenseitig bedingen, scheint in Hesses Zukunftsreich den Entschluß zu einer Gegenbewegung im Sinn der Verengerung und Vertiefung ausgelöst zu haben. Die Geistigen haben Buße getan für ihre Sünden, haben sich, in der Einsicht, daß Geist und Leben nicht zur völligen Durchdringung gebracht werden können, beschränkt und beschieden, eine Haltung der Selbstbesinnung, des In sichgehens, der Selbstreinigung einzunehmen.

Darum wohl nennt sich der Orden der Geistigen nach dem lauteren kastalischen Quell, und der Gegenstand des Romans ist recht eigentlich Wesen und Schicksal dieses kastalischen Ordens. Er

hat in Hesses Werk seine Vorläufer und Vorformen schon in der geheimnisvollen Gesellschaft der Morgenlandfahrer. Mutet die »Morgenlandfahrt« als mystisch romantische Vision dieses Wunschbildes poetischer, aber dämmerhaft an, so das »Glasperlenspiel« wie eine mit andächtiger Versenkung Strich um Strich fast übergenu genau ausgeführte Zeichnung. Modell zu diesem Zukunftsorden haben dem Dichter zweifellos alle möglichen geistigen, ja geistlichen Kongregationen aus der ganzen Geschichte gestanden. Eine Ordensgemeinschaft hat ja wohl ihre Eigengesetze und -formen, und in welchem Maß sich der Dichter dieser typischen Züge bedient hat, wird dem Leser in dem Kapitel bewußt, das den kastalischen Ordensbruder Josef Knecht für ein paar Jahre als Sendling und Gast in ein Benediktinerkloster führt. Das ist eine der wichtigen Stationen auf dem Lebenswege Knechts; Berufung, Studienjahre, die Mission, Magister Ludi, Im Amte heißen andere Kapitel, und seine Biographie vom Eintritt in den Orden bis zu seinem unerwarteten Austritt und jähen Tod ist die Fabel des Romans. Keine fabelhafte, keine romanhafte Fabel, eine schlicht nüchterne, etwas asketische sogar. Die abenteuerlichen Verstrickungen in die Arme der Frau Welt, die Sidhartas Schicksalsweg so bunt machen, fehlen ganz und gar. Im strengen Rahmen der Ordensordnung vollziehen sich Dienst und Aufstieg Knechts, und der Dichter schiebt diese Biographie einem später lebenden kastalischen Bruder in die Feder, der damit geradezu einen Beitrag zur Ordensgeschichte leistet. Der Chronist beruft sich auf Quellen: Archivakten, Augenzeugenberichte, mündliche Überlieferungen und den literarischen Nachlaß Knechts selber.

So liest sich denn Hesses Buch in der Tat kaum anders als die klug und gerecht geschriebene Chronik eines Klosterbruders, die meisterhafte Biographie eines Gelehrten oder Weisen. Dem Typus des amerikanischen Bestsellers von heute, der uns mit Außenwelt im Rohzustand überfüttert, ist dieses Buch stracks entgegengesetzt, und als Gegengewicht eben darum willkommen. Das Abwechslungsbedürfnis, die Phantasie, die Sinne kommen in Hesses andern erzählenden Werken mehr zu ihrem Recht. Mit solchem Verzicht ist ein Gewinn geistiger Art erkaufte, und wie der kastalische Orden selbst einen asketischen Zug der Enthaltensamkeit und Sublimierung trägt, so das Buch, denn dem Thema ist seine Ausführung gemäß.

Ein Sonderfall von »Roman« in höherem Maße noch als etwa Thomas Manns »Joseph«, der von seinem Verfasser selbst als »verkleidete Essayistik« bezeichnet worden ist. Gerade die Einleitungskapitel beider Bücher sind beinahe schon unverkappte Essayistik, eigentliche Abhandlungen, im einen Fall wie im andern höchst interessante. Übrigens greifen diese modernen Autoren eine nie ganz abgebrochene, aber im 18. Jahrhundert besonders kräftige Tradition der Romangattung auf. Man erinnere sich nur der »Wanderjahre« Wilhelm Meisters. Und an eben diese Wanderjahre erinnert uns Hermann Hesse seinerseits völlig unmißverständlich und absichtlich, indem er die »pädagogische Provinz« mit Namen nennt. Eine solche pädagogische Provinz bedeutet in seinem Zukunftsreich eben der kastalische Orden. Für den Mangel an Außenwelt entschädigt in diesem Buch der Reichtum an Innenwelt, mit dem zumal die Hauptgestalt Josef Knecht gesegnet ist. An Sympathie kann es ihm beim Leser nicht fehlen, weniger noch als dem Thomas Mannschen Joseph, der, aller weltweiten Unterschiede ungeachtet, aus ähnlichem Holz geschnitzt scheint, sehr edlem, feinfaserigem, erlesenem Holz. Sie sind beide Begnadete, Berufene, Auserwählte, ein Schein göttlichen Wohlgefallens schwebt über ihnen, und die Liebe und Auszeichnung der Menschen fällt ihnen zu.

Ohne Ehrgeiz und Zielstrebigkeit, zu vornehm für Zwecke und Mittel, steigt der Jüngling mit dem bescheidenen Namen Josef Knecht als einer, der gerne dienen will, in herrschende Stellung auf, vermöge seiner Wohlgeratenheit, Hochbegabtheit und harmonischen Ebenmäßigkeit, die man fast Anmut nennen möchte. Fein organisiert ohne zerbrechlich, vergeistigt ohne lebensschwach zu sein, ist er mit einem Gleichgewicht ausgestattet, daß er fast wie ein Wunschbild seines Schöpfers anmutet.

Ansätze zu dieser Gestalt werden schon in der des Narziß sichtbar, aber dieser wird als einseitig Introvertierter gegen seinen Antipoden, den Extravertierten Goldmund abgegrenzt. Knecht dagegen hält die glückliche Mitte zwischen zwei Flügelfiguren, seinen nächsten Freunden: dem Glasperlenspieler Tegularius, einem wirklichkeitsfeindlichen, ästhetischen Individualisten, welcher, lebte er als Hesses Zeitgenosse, der problematische, ja pathologische Literat und Artist wäre, und dem Weltmann Desigori, der in einer Art Haßliebe zu Kastalien verharret.

Knechts Charakter und Schicksal decken sich als lautere Einheit;

seine Biographie überzeugt psychologisch vollkommen. Daß das Bild der Außenwelt eine gleiche Deutlichkeit vermissen läßt, lag kaum nur in den Schwierigkeiten des Stoffes, sondern im Stilwillen des Dichters. Wie haben wir uns Kleidung, Einrichtung, Wohnstätten der Ordensleute anno 2200 vorzustellen? Da sie im Materiellen zur Schlichtheit und Askese neigen, darf sich auch der Dichter mit kargen Zügen bescheiden, und so kommt es denn allerdings, daß wir auf weite Strecken unwillkürlich geneigt wären, das Buch um eben so viel zurückzudatieren, als es vordatiert ist. Treten wir aber gelegentlich aus den stillen Bezirken der *vita contemplativa* ins Weltleben hinaus, etwa in die Zivilisation der großen Stadt, so vorenthält uns der Dichter ein konkretes neuartiges Daseinsgemälde.

Aber es tut dem Roman kaum Abtrag, daß die Peripherie im Unbestimmten verschwindet. Eher dürfte der Leser vermissen, daß der innerste Kern sich gleichfalls der deutlichen Sicht entzieht, nämlich das Glasperlenspiel selber. Von dessen Entstehung, Auffassung und Sinn ist an unzähligen Stellen die Rede; einmal wohnen wir auch dem großen Jahresfestspiel bei, einer Art geistiger Olympiade, etwa anno 2200, zu der die Elite von ganz Europa zusammenströmt. Es ist eine zeremonielle Zelebration, die schon fast ans Kirchliche erinnert, und das Spiel selbst wird einmal als *lingua sacra* bezeichnet. Wir dürfen auch einen flüchtigen Blick auf das kostbare Kästchen und die geheimnisvollen Figuren der Glasperlen selbst werfen, aber wir wüßten es so wenig auszuüben, als einer, der zum erstenmal Brett und Figuren sieht, das Schachspiel.

Weit über dieses hinaus ist es eine hohe Kunst, die lebenslängliche Studien und Vorarbeiten erfordert, auch kann es unter den verschiedensten Gesichtspunkten: pädagogischen, ästhetischen, wissenschaftlichen, philosophischen, als geistvolle Art von Stenographie, als ein Ersatz für Dichtung und Musik, als höhere Mathematik, mit tiefem Ernst oder mit spielerischer Souveränität getrieben werden. Eine Art neuer Sprache des Geistes ist das Glasperlenspiel, recht eigentlich der Ausdruck, die Schöpfung, ja das Symbol dieser zukünftigen Geistigkeit; alle Wissenschaften versucht man in es einzubauen, es wird zur Enzyklopädie, zur Universalsprache, zur eigentlichen Geistessynthese jenes Zeitalters.

Die Hauptsäulen, auf denen es sich aufbaut, sind aber Mathema-

tik und Musik, über deren inneren Zusammenhang Hesses Buch bedeutungsvolle Spekulationen aufstellt, vermutlich von Studien und Ideen angeregt, die heute in Umlauf kommen. Andeutungen und Namen, die auch an die »Morgenlandfahrt« erinnern, zeigen Hermann Hesse in eine Art esoterischer Musikstudien versponnen, war er doch schon immer ein leidenschaftlicher Freund der Musik. Diese wird im Zeitalter des kastalischen Ordens und eben in seinem Schoß mit wissenschaftlicher und zugleich fast religiöser Ehrfurcht gepflegt.

Die klassische Musik von 1500-1800 wird als die größte schöpferische Leistung Europas gepriesen, hochgehalten und kultiviert, wenn auch das Enkelgeschlecht selber nicht mehr in ihr zeugerisch ist, sondern als eigene Kunst, wie gesagt, nur das Glasperlenspiel hervorgebracht hat. Im sagenhaften China, so hören wir, hat die kastalische Zeit ihr Vorbild. Damals »war der Musik im Staats- und Hofleben eine führende Rolle zuerteilt; man identifizierte geradezu den Wohlstand der Musik mit dem der Kultur und Moral, ja des Reiches, und die Musikmeister hatten streng über der Wahrung und Reinhaltung der »alten Tonarten« zu wachen. Verfiel die Musik, so war das ein sicheres Zeichen für den Niedergang der Regierung und des Staates. Und die Dichter erzählten furchtbare Märchen von den verbotenen, teuflischen und dem Himmel entfremdeten Tonarten, zum Beispiel der Tonart Tsing Schang und Tsing Tse, der »Musik des Untergangs«, bei deren frevelhaftem Anstimmen im Königsschloß alsbald der Himmel sich verfinsterte, die Mauern erbeben und stürzten, und Fürst und Reich zu Falle kamen...«

Der Roman ist ein Lob der Musik, als einer »Urquelle aller Ordnung, Sitten, Schönheit und Gesundheit«. Und diesem hohen sozialen Wert ist ein individueller Wert ebenbürtig, ist sie doch einer »der Wege zum höchsten Ziel des Menschen, zur inneren Freiheit, zur Reinheit, zur Vollkommenheit«. Josef Knechts Führer, Lehrer und Vorgänger im Amt des Magister ludi, der stille, innige und sanfte alte Musikmeister, mutet wie eine Personifikation dieser Wirkungen der Musik an; und wenn er endlich ganz auf die Sprache verzichtet und in Schweigen versinkt, strahlt etwas von ihm aus, was »wie ein rhythmisches Atmen«, wie eine völlig unmateriell gewordene esoterische Musik empfunden wird. Knecht selber beginnt als Musiker, und das Glasperlenspiel ist für ihn eine neuere, geistigere, abstraktere Art der Musik. Fast

möchten wir Leser bedauern, daß dieses Spiel nicht eine wirkliche Erfindung, sondern nur eine poetische Hermann Hesses ist, allerdings eine geistvolle und bedeutungsschwere, deren Sinn am deutlichsten und poetischsten wohl in dem Gedicht ausgesprochen wird, das den Zyklus von Josef Knechts Jugendliryk abschließt:

Musik des Weltalls und Musik der Meister
Sind wir bereit in Ehrfurcht anzuhören,
Zu reiner Feier die verehrten Geister
Begnadeterer Zeiten zu beschwören.

Wir lassen vom Geheimnis uns erheben
Der magischen Formelschrift, in deren Bann
Das Uferlose, Stürmende, das Leben
Zu klaren Gleichnissen gerann.

Sternbildern gleich ertönen sie kristallen,
In ihrem Dienst ward unserm Leben Sinn,
Und keiner kann aus ihren Kreisen fallen,
Als nach der heiligen Mitte hin.

Das letzte Kapitel der Biographie Josef Knechts ist »Die Legende« überschrieben. Der Chronist verzichtet auf die eigene Darstellung mit der Begründung, sie könnte ihm doch nicht besser gelingen, als die Legende vom Glasperlenspielmeister, welche beim Orden in vielen Abschriften zirkuliere, und vermutlich ein paar bevorzugte Meister des Dahingeschiedenen zu Verfassern habe. Aber die Stilmittel, mit denen der geheimnisvolle Aufbruch Knechts aus dem Orden in die Welt, und sein rascher und unerwarteter Hingang aus dem Leben, bevor er in dieser Welt überhaupt recht Fuß gefaßt hat, dargestellt werden, sind dieselben wie zuvor, die Darstellung bleibt mehr eine psychologische nahsichtige, als daß sie zu einer fromm-legendenhaften, die Realität legendär überhöhenden würde. Unter einer Legende verstehen wir doch vor allem eine an Gestalten und Begebenheiten anknüpfende Schöpfung fromm webender, gläubiger Phantasie, und sicher werden wir von einer Legende weit eher eine Bekehrung von der Welt, als eine solche zur Welt erwarten.

Mindestens vom Standpunkt der kastalischen Ordensbrüder aus

steht Josef Knecht am Ende als problematische Erscheinung da, als ein Ausbrecher aus der wohlgefühten Hierarchie des Ordens, wenn nicht gar als Abtrünniger und Ketzer. Gerade den unbedingten Glauben hat er verloren, und damit erscheint ihm Kastalien, das Glasperlenspiel und sein eigenes Amt in einem fragwürdigen Licht. Diese Einsicht bewegt sein Gewissen, das Amt des Glasperlenspielmeisters niederzulegen. Ein anderes wird ihm versagt, obwohl er sich anerbotten hat, ein niedrigeres anzutreten, das seinem demütigen Bedürfnis zu dienen und seinem eigenen Namen »Knecht« entspricht: Wie vormals seinen eignen alten Lehrmeister, so drängt es ihn zu den Anfängern und Adepten, weil sie als die Jüngsten noch die Bildsamsten sind, dem natürlichen Leben noch am nächsten stehen, und einst die Zukunft Kastaliens gestalten werden. Denn um diese Zukunft ist dem Meister bang. Sein witternder Instinkt, sein unbeirrbarer Blick entdeckt die Züge des Alterns in der hochgezüchteten Gemeinschaft.

Josef Knechts Austritt aus dem Orden ist die Überraschung in der Linienführung des Romans. Erst zurückblickend entdeckt der Leser mit Bewunderung, durch wie feine psychologische Kunst diese Wendung vorbereitet war, so daß sie nun völlig glaubwürdig und überzeugend wirkt. Sie belebt nicht nur die Spannung der Handlung, welche während des langsamen und geradlinigen Verlaufes abwechslungsreichen Lesern abhanden gekommen sein dürfte, sondern diese Wendung eröffnet vor allem, nachdem wir die pädagogische Provinz gründlich durchwandert haben, einen neuen, weiteren Horizont.

Es hatte den Anschein, als ob Hermann Hesse, der in seiner zweiten Schaffenshälfte erstaunlich kühn in alle gegensätzlichen Bezirke des Menschlichen, ja des Allzumenschlichen und Dämonischen ausgeschweift war, sich mit dem »Glasperlenspiel« beruhigt und gesättigt, in friedlicher Resignation in die *vita contemplativa* still gesammelter Altersweisheit zurückgezogen, der Weite und Freiheit abgesagt, und das Heil im Glaubensbekenntnis an eine reine kastalische Geistigkeit gefunden habe. Das wäre der Standpunkt und die Haltung des Ordenshauptes Alexander. Aber nein. Zwischen Alexander und seinem Nächstunterstellten, dem Glasperlenspielmeister Josef Knecht, hebt nun eine geistig bedeutende Auseinandersetzung an, der die Auseinandersetzung in Knechts eigenem Innern vorausgegangen ist. Und wir spüren,

der Verfasser hält gegen den »rechtgläubigen« Alexander zu dem ketzerischen Josef Knecht.

Dieser entdeckt die Anzeichen der Überalterung im Orden, just weil er selber in Herz und Kopf seinen Jahren zum Trotz noch jung, wach und elastisch ist. Wenn die Unruhe ihn packt, so nicht als ein Rückfall in unausgelebte subjektive Triebe und persönliche Freiheitsbedürfnisse. Vielmehr ist es eine edle Unruhe aus Verantwortlichkeitsgefühl, die sinnende Sorge um das Rechte, und sie gilt nicht bloß dem Orden, sondern der Lebensallgemeinheit. Nicht umsonst ist er aus der Geistesschule des großen benediktiner Historikers Jakobus mit Einsichten in die Relativität alles geschichtlichen und politischen Geschehens hervorgegangen. Um die Stellung und Funktion Kastaliens in Beziehung auf das allgemeine Leben der Zeit dreht sich das Rundschreiben, das er an die Ordensleitung richtet. Er fordert den Orden zur Selbstbesinnung und Neuorientierung auf, indem er die Umstände und Antriebe seiner Entstehung in Erinnerung ruft.

Manche historischen Gebilde scheinen eben erst auf den Gipfel gelangt zu sein, wenn bereits in untergründigen Schichten neue Voraussetzungen eingetreten sind, die sich erst viel später als Katastrophe herausstellen. So sieht Knecht den blühenden kastalischen Orden bedroht, und zwar von außen und von innen her. Äußere Bedrohung, und zwar nicht bloß des Friedens, sondern der Freiheit und des Lebens, ahnt er im Nahen kritischer Zeiten, in einer Gefahr von Osten her, gegen die auch der Neutralitätswille des Staates sich als ohnmächtig erweisen dürfte. In einem Zustand des Existenzkampfes aber, so sieht er voraus, werde der Staat und die öffentliche Meinung die kastalische Provinz als einen schönen Luxus empfinden, den man sich nicht mehr leisten könne. Die Allgemeinheit ist der Nährboden und Baugrund des Ordens, und ihren Erschütterungen wird auch er ausgesetzt sein. So gelte es, sich dessen wieder bewußt zu werden, daß auch der Orden, dieser kleine geistige Staat im Staate, und seine unpolitischen Geistigen wider Wissen und Willen doch mit zur Politik gehören.

Die innere Bedrohung aber, in einer Krise, wo die Welt sich anschickt sich zu verjüngen, kommt aus dem Altersprozeß, der spröden Erstarrung und brüchigen Versteifung, und er zeigt sich in einer Art Selbstgenügsamkeit, die sich zur Selbstgefälligkeit und Hybris des Geistes steigert und zur Abkapselung von der Le-

benswirklichkeit und Lebensallgemeinheit, zum Inzest, zum Narzißmus, zur hochmütigen Einsamkeit, zum Spezialistentum und Virtuosität, zum allmählich steril werdenden und steril machenden ästhetischen Formenspiel führt. Gerade das Glasperlenspiel ist hierin bedroht.

Kurz, das Rundschreiben Knechts ist der Warnruf des Weitsichtigen und Witternden, Weckruf zugleich an die zu sehr nach innen Gekehrten, ihr Augenmerk nach außen zu wenden.

Selber hatte er es längst als seine Aufgabe erkannt. Aber er hatte eingesehen, daß diese Auflockerung aus der Starre, diese Rückbindung an die Nährquellen des Lebens nicht gelingen wollte, und hatte auch von seinem Rundschreiben und der Auseinandersetzung mit dem Ordensmeister Alexander kaum etwas anderes erwartet, als was eintrat, nämlich die höfliche und bedauernde Ablehnung seiner Ideen, welche ihm aus Verständnislosigkeit als Untreue und Abfall auslegt, was geistige Überlegenheit und innere Notwendigkeit war.

Wir nehmen Partei gegen Alexander und für Knecht, als den Vertreter der höheren Werte. Mag jener vermeinen, der Weisheit letzten Schluß gefunden zu haben, und dieser ein Sucher bleiben wie Hesses andere Gestalten, so ist er doch nichts weniger als ein Irrender, der sich am Rande der Verzweiflung zur Umkehr gezwungen sähe. Vielmehr gleicht er einem gefestigten und hochgemuten Bergsteiger, den die Erkenntnis, daß er noch nicht auf dem Gipfel angelangt ist, weder zum Erlahmen und Stillstand, noch zur reuigen Umkehr bringt, sondern der sich den Mut und die Kraft zutrauen darf, in anderer Richtung weiter zu klimmen. Knecht verwahrt sich mit Recht gegen seinen Vorgesetzten, als problematische Natur gewertet zu werden. Als solche ist im »Glasperlenspiel« eigentlich nur Tegularius anzusprechen, allenfalls noch Designori, alle andern Gestalten stehen im Gleichgewicht. Wir brauchen bloß an die Periode des »Steppenwolf«, »Klingsor«, »Klein und Wagner«, ja sogar an Hesses erste Gestalten zurückzudenken, um inne zu werden, wie erstaunlich weit er sich aus der Sphäre der pathologischen und problematischen Naturen herausgefunden hat. Was sich in der Gestalt des Sidharta schon ankündigte, eben das ist der Zauber, der von Josef Knecht ausgeht: Die Haltung die Sicherheit, eine liebenswürdige, überlegene Heiterkeit.

Als die Ordensleute mit kopfschüttelndem Bedauern ihren magi-

ster ludi ziehen lassen, und er zu Fuß, wie einst als unbeschwerter Studiosus, seiner neuen, freiwillig gewählten Bestimmung in der Welt draußen entgegenwandert (er will vorerst den begabten Sohn seines weltlichen Freundes Designori erziehen), »es war alles wieder neu, geheimnisvoll, vielversprechend...« – »Das Glück der Freiheit und Selbstbestimmung durchflutete ihn.« Die Fähigkeit und Gnade der Wandlung ist ihm eigen. Und Hermann Hesse konnte sie ihm nur verleihen, weil er sie sich, den Jahren zum Trotz, selbst erhalten durfte.

Er will also keine Heilslehre verkünden mit dieser Idee des utopischen geistigen Ordensstaates. Er hat das Absolute nicht gefunden, noch einmal erweist er sich als der Relativist, als den wir ihn eh und je gekannt haben. Von neuem gleitet er zurück ins Problematische, reißt sich los von den Ankerketten, wird wieder zum Schweifenden, Heimatlosen, Unbehausten. Aber das ist doch nur die Schattenseite seines Relativismus, dieser geht aus vom Licht seines Erkenntnisgutes, und es muß durchaus positiv bewertet werden, daß er ein billiges Sichabfinden mit Halbwahrheiten, einen voreiligen Autoritätsglauben verschmätzt, und daß die innerste Triebfeder in ihm elastisch geblieben ist, nämlich der Drang zu transzendieren.

Hesses Gestaltenwelt gipfelt im Glasperlenspielmeister. Nicht eben ein Heiliger, weniger noch ein Held ist er, ein Weiser vielmehr, am weitesten vorgeschritten auf dem Wege der Individuation und dem Heimwege aus ihr hinaus, kurz, auf dem Wege zur Vollkommenheit. Daß diese Gestalt eindrücklich und glaubwürdig gelang, das ist wohl der dichterische Hauptgewinn des neuen Werkes und darüber hinaus ein Zeugnis von Hesses eigenem seelischen Fortschritt.

Die Problematik, von der die Rede war, ist also nicht die seine, sondern die aller irdischen Bemühungen und Bewertungen, die Relativität aller Haltungen, Bekenntnisse, Lehren. Hesse gehört, nicht unähnlich Rilke, zu denen, die auf der Hut bleiben, ihre jeweiligen Erkenntnisse als absolute Wahrheiten und endgültige Glaubenssätze auszugeben, denen vielmehr als der Weisheit letzter Schluß das Unterwegsbleiben erscheint. »Wohin gehen wir denn? Immer nach Hause« – diesem Lieblingswort seines Lieblingsdichters Novalis ist er treu geblieben. Nur das Ziel hat sich als noch unabsehbarer erwiesen. Und Weg wie Ziel sind kein Äußeres, sondern ein Inneres. »Jeder von uns ist nur ein Mensch,